

## Kapitel 14

### Das Papierklavier

Es dauerte seine Zeit, bis Mama und Papa sich trennten, und bis es so weit war, pflegten sie eine sonderbare Kommunikation. An Intonation und Gestik konnte ich ablesen, dass etwas Tragisches vor sich ging, und ich litt darunter, deshalb war ich bei ihrem x-ten undurchsichtigen Gespräch zu allem bereit, um es bloß nicht mit anhören zu müssen. Da fragte Mama mich:

»Sag mal, willst du nicht zum Vorspiel?«

»Wohin?« Ich verstand nicht.

»Zum Klavier. Heute ist Vorspiel in der Schule.«

»Ich weiß nicht ... Na gut, lass uns hingehen.«  
Hauptsache, ich konnte möglichst schnell hier raus, wohin auch immer.

In der Aula warteten schon viele Kinder mit ihren Eltern, auf der Bühne saß eine Tante am Instrument, die hellblonden Haare frisiert wie eine Königin. Als ich

an der Reihe war, stieg ich zu ihr auf die Bühne. Sie bat mich, die Rhythmen zu wiederholen, die sie gegen das Klaviergehäuse klopfte. Ich wiederholte sie. Dann drückte sie mehrere Tasten und fragte, wie viele das waren. Schließlich war die Prüfung vorbei und mein Name einer von denen, die bei ihr Klavierstunden nehmen durften.

Anfangs waren wir noch ziemlich viele, wir hatten Notenlehre, und ich verstand nur die Hälfte. Das ärgerte mich. Mit der Zeit wurden wir dann immer weniger, aber ich blieb dabei, obwohl ich selbst nicht sagen kann, was mich dort hielt. Vielleicht das Klavier oder die Königinnenfrisur, oder dass ich Mama nicht enttäuschen und die Beste sein wollte, dann würde sie mich bestimmt loben und wäre stolz auf mich. Meine Freundin, die ebenfalls Klavierstunden nahm, hatte ein Instrument – schwarz, alt und deutsch. Es klang anders als das, auf dem wir in der Aula übten. Ich hatte kein eigenes Klavier. Ein rotes Kinderklavier stand noch bei uns herum, das die Lehrerin uns aber gleich wegschaffen ließ, *um die Handhaltung nicht zu verderben*. Für uns »klavierlose« Kinder hatte man einen Ausweg zum Üben zu Hause gefunden. Die Eltern sollten selbst ein

Klavier basteln. Aus Papier. In Originalgröße. Mama nahm ein Stück Tapete und *bastelte* die Klaviatur auf die Rückseite, zeichnete mit Bleistift die Umrisse der weißen Tasten und malte die schwarzen sorgfältig aus. Jeden Tag breitete ich nach der Schule meine Klaviatur auf dem Schreibtisch aus, spielte und stellte mir vor, wie schön das klang, ich spielte konzentriert Melodien und summte sie vor mich hin. Mein Papierklavier hat zwar seinen Zweck nicht erfüllt, dafür schaffte es etwas viel Interessanteres. Es brachte mir bei zu träumen und daran zu glauben, dass in deiner vorgestellten Welt alles möglich ist. Und dass niemand sie dir nehmen kann. Die Nachbarn werden die Stille auch zu schätzen gewusst haben.

Einmal kam ich nach Hause, und im Wohnzimmer stand ein Klavier, ein richtiges, eine Farbe wie nasser Sand mit einem Muster unten am Gehäuse, das an Paare von Hasenohren erinnerte. Es war ein Wunder – als ich morgens zur Schule gegangen war, gab es noch keins, als ich zurückkam, war es plötzlich da. Jetzt hatte auch ich mein Klavier.

Aber ich übte nicht gern. Immer diese Tonleitern und Etüden, viel lieber spielte ich Melodien, die ich ir-

gendwo gehört hatte, oder dachte mir eigene aus. Das geschah rein intuitiv, unsere Lehrerin brachte uns so etwas nicht bei. Sie gab einfach Klavierstunden, keinen umfassenden Musikschulkurs mit Chorgesang, Solfegieren und anderen Fächern. Wenn ich im Sommer zu Babulja in die Ferien fuhr, fehlte mir mein Klavier, und ich bedauerte, dass ich nicht Geige oder ein anderes kleineres Instrument spielte, das ich hätte mitnehmen können. Spielen wollte ich immer dann, wenn das Klavier nicht zur Hand war.

Die Musiklehrerin mochte mich und hatte vielleicht insgeheim gehofft, ich würde weiter Musikstunden nehmen. Als sie mitbekam, dass ich in den Ferien zu meiner Großmutter in das verstrahlte Gebiet fuhr, regte sie sich furchtbar auf und malte mir aus, welche verheerenden Folgen der Aufenthalt dort für meine Gesundheit haben werde. Mir wurde ganz anders bei dem, was ich da zu hören bekam.

Ich hatte verschiedene Komponisten im Repertoire. Chatschaturjan mochte ich, vielleicht nicht einmal so sehr wegen seiner Musik, sondern wegen seines wohlklingenden Namens. Am liebsten spielte ich Stücke in Moll. Zum Glück hatten auch die Komponisten einen

Sinn für Melancholie, so blieb mir genügend Auswahl.

Wenn Erwachsene mitbekamen, dass ich Klavierstunden nahm, wollten sie immer etwas aus der populären Klassik hören: *Türkischer Marsch* oder Ogińskis *Polonaise* oder *Für Elise*. Das ärgerte mich. Mir tat es leid um die anderen Melodien, die weniger berühmt, aber nicht weniger schön waren.

So begann mein Weg als Außenseiterin und Randständige.

## **Kapitel 15**

### **Althusser und die Rotzgöre**

Seit Langem erwarte ich von Überraschungen nichts Positives mehr. Natürlich gibt es schöne, hinreißende Überraschungen, aber eben auch unangenehme. Für mich existieren nur noch letztere, das habe ich einem Vorfall im Kindergarten zu verdanken.

Es war ein ganz gewöhnlicher Frühlingstag, wir vergnügten uns in unserer Gruppe, und am späten Nachmittag, als allmählich die Eltern zum Abholen kamen, hörte ich eine Frau meinen Namen sagen. Sie rief durch die ganze Garderobe:

»Wer ist hier die Volha Hapeyeva?«

Ich sah sie nur von hinten und wusste nicht, weshalb sie mich suchte. Mit weit geöffneten, vertrauensvollen Augen meldete ich mich fröhlich und verkündete laut:

»Ich. Ich bin die Volha Hapeyeva.«

Sie wandte sich zu mir um, bedachte mich mit

einem strengen Blick, holte tief Luft und zischte: »ROTZGÖRE.«

Ich war sprachlos.

Sie aber brüllte, brüllte mich vor allen anderen an und beschuldigte mich, ich hätte ihren Sohn geärgert, ich sei ein kleiner Giftzwerg, dem man mal Manieren beibringen müsste.

Ich verstand die Welt nicht mehr. Mir war unvorstellbar gewesen, dass man mich so anbrüllen und einer Sache beschuldigen konnte, die ich gar nicht getan hatte.

Ihr Sohn war der größte Widerling in unserer Gruppe, streitsüchtig und weinerlich. Er war doppelt so groß wie ich. Wie und womit hätte ich ihn ärgern können? Ich wurde eines aggressiven Verhaltens bezichtigt, das gezeigt zu haben ich mich nicht erinnern konnte. Inzwischen denke ich, dass ich ein wirklich mutiges Mädchen war und sich der Rabauke deshalb über mich beschwert hat.

Aber damals nahm ich mir die Ungerechtigkeit gegen meine Person sehr zu Herzen, und ich bin bis heute hochsensibel für all ihre Erscheinungsformen. Leider hat damals niemand zu mir gesagt: »Als Erwachsene

hatte sie nicht das Recht, so mit dir, einem wehrlosen Kind, zu sprechen. Die schlechten Manieren hat sie, nicht du.« Gut, dass ich das heute formulieren kann.

Wie viele Phrasen, hingeworfen durch vom Leben vergrätzte und erschöpfte Erwachsene, haben in Kindern Löcher und Krater gerissen, die ihnen den Blick für das Schöne, Freude und Zutrauen in ihre Umwelt genommen haben? Dabei sind diese »Erwachsenen« höchstwahrscheinlich überhaupt nicht erwachsen, sondern ganz normale gekränkte Kinder in Erwachsenenkörpern und -kleidern.

Viele Jahre später werde ich von Louis Althusser erfahren, der die Anrufung des Subjekts und die sogenannte Interpellation, bei der ein Individuum auf die Anrufung durch ideologische Institutionen wie Schule, Krankenhaus, Kindergarten etc. reagiert, treffend erklärt hat. Eben in dieser Anrufung konstituiert sich der Mensch als Subjekt innerhalb eines Staates oder einer Gesellschaft. Dich umzudrehen und zu bekennen, dass du du bist, ist entsetzlich, deshalb versteckst du dich lieber, löst dich auf, nimmst möglichst wenig Raum ein, wirst unsichtbar, behältst aber selbst alles im Blick.